



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Florenz und die Kirche

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auch es zu erhalten, es zu einer wirklichen „Heimstätte“ zu machen. Das zu ermöglichen, dazu bedarf es allerdings der Mitwirkung der Gesetzgebung, der nach dieser Richtung eine wichtige, aber auch eine dankbare Aufgabe erwächst. Wie diese Aufgabe am zweckmäßigsten zu lösen sei, das zu erörtern liegt außerhalb des Rahmens dieser kurzen Ausführungen.

Daß eine gut organisierte Arbeiterwohlfahrtspflege, insbesondere auf dem Gebiete der Wohnungsfürsorge, das beste Mittel ist, die unzufriedenen Arbeiter zufrieden zu machen und dem Banne der Sozialdemokratie zu entreißen, dafür bürgt der heftige Widerstand, den sozialdemokratische Führer der Begründung von Wohlfahrtsseinrichtungen stets entgegensetzen. Umso mehr ist es nicht nur eine Pflicht der Arbeitgeber, sondern der Gesellschaft überhaupt, die sozialen Bestrebungen, die das Los der Arbeiter zu verbessern suchen, aufs thätigste zu unterstützen. Alle Maßnahmen aber, die die Arbeiterwohlfahrtspflege im allgemeinen, wie die Wohnungsfürsorge im besondern betreffen, müssen zweckmäßig und so beschaffen sein, daß den Arbeitern keinerlei Grund zu Mißtrauen gegeben ist. Gelingt es, einen, wenn auch zunächst kleinen Stamm zufriedener Arbeiter in den Städten heranzubilden, dann wird sich auch mit Erfolg zum Nutzen der arbeitenden Gesellschaftsklassen und zur Befestigung des sozialen Friedens weiterarbeiten lassen.



Florenz und die Kirche



n den Betrachtungen über das mittelalterliche Sektenwesen (Heft 18 u. 19) wurde auch das Verhältnis der römischen Kirche zur bürgerlichen Gewalt gestreift. Dieses Verhältnis in seinen Wandlungen für die Zeit zwischen der Völkerwanderung und der Reformation darzustellen, wäre eine höchst lohnende Aufgabe, deren Lösung freilich das ganze Leben eines tüchtigen Forschers und Darstellers in Anspruch nehmen würde. Denn in jedem der mittel- und westeuropäischen Staaten stand der König anders zur Klerisei, und wie verschieden war schon allein in Deutschland die Kirchenpolitik der verschiedenen Herrscherhäuser! Und obwohl Giesebrecht diesen letzteren Punkt für die erste Hälfte des Mittelalters hinlänglich klar gemacht hat, wie wenig sind seine Ergebnisse bis jetzt im gebildeten Publikum bekannt geworden! In besondrer Weise war die grundbesitzende Aristokratie, die ohne das kirchliche Pfündenwesen gar nicht gedacht werden kann, mit der Hierarchie verflochten. Und wieder anders standen die

Städte zu Rom. Es versteht sich, daß fast jede blühende Bürgergemeinde einen Herd kirchlicher Opposition bildete. In der Mark Brandenburg waren die Stadtbürger schon 200 Jahre vor der Reformation gute Protestanten. Am 16. August 1325 verbrannten die Berliner den Propst Nikolaus von Bernau, der gekommen war, um das Volk gegen den um seines Vaters, Ludwigs des Baiern willen exkommunizierten Markgrafen Ludwig aufzuheben; die Frankfurter aber, die wegen ihrer Treue gegen den genannten Fürsten ebenfalls dem Kirchenbanne verfallen waren, entbehrten 28 Jahre lang des Messelesens, der Taufe, der kirchlichen Trauung und alles sonstigen Priestersegens mit gelassenem Mute, und verhöhnten, als die Priesterschaft wieder einzog, deren Amtsverrichtungen als Pöffen. Die italienischen Städte waren nicht weniger freien Geistes, doch hielten bei ihnen politische, ästhetische und Gemütsrückichten der Freigeisterei das Gleichgewicht. Kennen wir ein städtisches Gemeinwesen, in dem nicht nur alle geistigen Strömungen der Zeit lebhaften Wiederhall gefunden hätten, sondern das auch selbst der Ausgangspunkt für viele gewesen wäre, und das zugleich durch Urkunden und Berichte von Zeitgenossen über jeden Abschnitt seiner inneren Geschichte Auskunft zu geben vermöchte, so würden wir zwar das hier gewonnene Bild nicht ohne weiteres verallgemeinern dürfen, aber es würde uns doch ziemlich tief in die religiöse Denkungsart des Mittelalters und in seine kirchenpolitischen Zustände blicken lassen. Wir kennen nun wirklich eine solche Stadt. Es ist Florenz. Diese Stadt hat zugleich den Vorzug, daß sie vollkommener als irgend eine andre ganz Italien vertritt. Denn, sagt Ferrrens in seiner *Histoire de Florence*, was giebt es, das griechischer als Athen, französischer als Paris und italienischer als Florenz wäre? Dem Verfasser des nachfolgenden Versuchs stehen freilich von dem vorhandenen reichen Stoff nur einige Bruchstücke zur Verfügung, aber diese Bruchstücke werden genügen, zu zeigen, was sich aus der Sache wohl machen ließe, wenn einer alles Nötige beisammen hätte. Etwa die Hälfte des Materials ist dem oben angeführten Werke, die andre Hälfte teils andern Darstellungen, teils unmittelbar den Quellen entnommen.

1

Der erste Konflikt der florentinischen Bürgerschaft mit den kirchengewaltigen entsprang weder der Aufklärung noch irgend einem weltlichen Interesse, sondern der einfältigsten und aufrichtigsten Frömmigkeit. Im Jahre 1063 oktroyirte ihr Heinrich IV. einen Priester aus Pavia, namens Pietro Mezzabarba, als Bischof. Bekanntlich sahen damals alle Frommen den Kampf gegen die Simonie (und die Priesterehe) für ihre Lebensaufgabe an; war doch kein geringerer als Kaiser Heinrich III., der allgewaltige — *omnia Caesar erat*, schreibt ein Chronist — mit seinem unwiderstehlichen

Beispiel vorangegangen. Johannes Gualbert, der von seinem romantischen Vallombrosa aus die Welt- und Kirchenhändel im Auge behielt, säumte nicht, den neuen Bischof der Simonie anzuklagen: der alte Mezzabarba, des Bischofs Vater, gefragt, wie viel ihn die Ernennung seines Sohnes koste, habe eingestanden, daß er dem Kaiser 3000 Livres verehrt habe. Andre Mönche schlossen sich den Vallombrosanern an. Aber ehe man öffentlich auftrat, wollte man sich vorher der Billigung des Drakels von Florenz versichern. Das war der greise Eremit Theuzon, einer von der Sorte, die Peter Damian mit den Worten charakterisirt: „Stadteinfiedler, Eremiten des Marktes, Mönche ohne Regel, Menschen, die in der Maste des Ordenskloides die Herrschaft über das Volk erstreben.“ Theuzon hätte nicht er selber sein müssen, wenn ihm diese Simoniegeschichte nicht ein gesunder Handel gewesen wäre. Natürlich! sagte er dem Gualbert; du mußt öffentlich verkündigen, daß niemand von diesem simonistischen Bischofe die Sakramente empfangen dürfe. Das ließ sich Gualbert nicht zweimal sagen. Sofort liefen er und seine Mönche in den Straßen herum und riefen: Mezzabarba könne weder das Chrisma noch Priester gültig weihen; die von ihm sakrilegisch geweihten seien keine Priester, dürften weder Messe lesen noch könnten sie die Sakramente gültig spenden. Da dem gemeinen Volke Theuzon als unfehlbares Drakel galt, Gualbert aber bei den Vornehmen in hohem Ansehen stand, so war der Standal fertig. Den Bischof hielten seine Kollegen und der Markgraf (es war Gottfried, der Stiefvater Mathildens). In gewaltthätiger Zeit findet man die gewaltthätige Lösung solcher Spannungen immer am einfachsten. Mezzabarba machte den Anfang. Er ließ die psalmodirenden Mönche von San Salvatore überfallen, die einen umbringen, die andern mißhandeln, ihr Kloster plündern und anzünden. Das hatte gerade noch gefehlt, um die ganze Bevölkerung auf die Seite der Mönche zu treiben. Gegen die Streitmacht des Markgrafen richteten die Bürger zwar nichts aus, aber Florenz blieb im Kriegszustande.

Wir übergehen die Verhandlungen mit der Kurie; der Markgraf eilte nach Rom, um die Verurteilung der Mönche durchzusetzen. Das Herz des Papstes, des Hildebrandianers Alexander II., war auf Seiten der Mönche, aber er hatte Rücksicht zu nehmen auf die zahlreichen Prälaten, die in Mezzabarbas Sache ihre eigne sahen. Das römische Konzil entschied: ein Grund zur Absetzung Mezzabarbas liege nicht vor; die Mönche sollten hübsch in ihren Klöstern bleiben und ihre Ratschläge so lange für sich behalten, bis sie von zuständiger Seite darum angegangen würden. Der Markgraf Gottfried, der dieses Dekret zurückbrachte, machte es selbst bekannt und drohte, er würde alle Mönche, die nicht augenblicklich hinter ihren Klostermauern verschwänden, ohne prozessualische Weitläufigkeiten aufhängen lassen. Ein paar Mönche, die vor dem anbefohlenen Verschwinden geschwind noch das Volk aufgereizt hatten, wurden aus einem Dratorium herausgeholt und in Ketten vor den

Richterstuhl des Markgrafen geschleppt. Nun aber ging der Lärm erst los. Heulend wälzte sich die Menge im Straßenkot; die Weiber rannten mit fliegenden Haaren und ihre Brüste zerschlagend herum und schrieten: „Christus, man verjagt dich! Simon der Magier läßt dich nicht bei uns wohnen!“ Die Männer erklärten, sie würden ihre Stadt eher anzünden als der Ketzerei verfallen lassen. Die von den Mönchen angebotene, vom Konzil verbotene Feuerprobe wurde durchgeführt. Nach 48stündiger Vorbereitung durch Gebet und Fasten strömte am 12. Februar 1068 das Volk nach San Salvatore. Vor dessen Pforte waren zwei Holzstöße aufgeschichtet, zwischen denen ein schmaler Gang hindurchführte; diesen sollte einer der Mönche durchschreiten. Der unansehnlichste der Brüderschaft, der sonst dazu verwendet wurde, die Kühe und Esel des Klosters zu hüten, ward für die Ehre auserkoren. Langsamem Schrittes wandelte er zwischen den brennenden Scheiterhaufen hindurch. Unterwegs — es scheint ein ungewöhnlich zivilisierter Mönch gewesen zu sein — verlor er sein Taschentuch; er kehrte in die Flammen zurück und brachte auch dieses unversehrt heraus (was, wenn die Holzstöße gerade erst zu brennen angefangen hatten, weder eine Heldenthat noch ein Wunder war). Die Stadtabrigkeit berichtete an den Papst. Man bitte um Entschuldigung wegen des Ungehorsams, aber Gott habe doch jetzt selbst entschieden. Die Obrigkeit habe unmöglich den Vorwurf der Häresie, mit dem das Volk sie habe brandmarken wollen, auf sich sitzen lassen können. Nachdem nun Simon Petrus verherrlicht und Simon Magus in den Kot niedergeschmettert worden sei, möge der Vater der Gläubigen nicht säumen, die Florentiner mit der Kirche wieder auszusöhnen. Wie gern mag er sich für überwunden erklärt haben!

Berrens mißt diesem Vorgange, wie es scheint mit Recht, große Bedeutung bei. Die Florentiner hatten ihren Willen gegen den Markgrafen und den Bischof, gegen Papst und Kaiser durchgeführt und waren so inne geworden, daß sie wohl ein selbständiges Gemeinwesen zu sein vermöchten; vielleicht darf man die Republik von dem Tage jener Feuerprobe an datiren. Namentlich das gemeine Volk aber hatte die Erfahrung gewonnen, wie viel sich mit Toben und Lärmen ausrichten lasse, und wie oft hat es seitdem zu andern Zwecken von diesem Mittel Gebrauch gemacht!

2

In der großen häretischen Bewegung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts spielte Florenz eine hervorragende Rolle. Im Jahre 1194 verfolgte ein Bischof von Worms als Legat Heinrichs VI. die Katharer Oberitaliens. Die von Prato kamen nach Florenz und fanden hinter dessen Mauern sichern Schutz. Der florentinische, dem attischen so nahe verwandte Geist ist selbständig, beweglich, fein und scharf, dabei lebensfroh und anmutig, zugleich aber auch

praktischer Thätigkeit zugewandt. Er eignet sich schlechterdings nicht zur Stütze irgend einer Orthodoxie und fühlt sich von vornherein Leuten, die allerlei Hypothesen aufstellen, um so verwandter, je schärfer darin die Opposition gegen das Herkömmliche zu Tage tritt. Aber orientalische Ungeheuerlichkeiten und düstere Teufelsphantasien mußten nicht allein der natürlichen Heiterkeit der Toskaner widerstreben, sondern auch jener nüchternen Verständigkeit und jenem Bedürfnisse nach Ebenmaß, die nicht minder hervorragende Eigenschaften eben desselben attisch-florentinischen Geistes sind. Die Florentiner nahmen daher zwar in Masse patarenische Lehrmeinungen an, siebten sie aber, um mit Perrens zu reden, für ihren Privatgebrauch durch; das Phantastische schieden sie aus und behielten nur das sozusagen bürgerliche Element, d. h. die Wertschätzung der bürgerlichen Tüchtigkeit und die Gleichgiltigkeit gegen das Kirchliche. „Steht denn irgendwo im Neuen Testament zu lesen — heißt es in einer Predigt gegen die Patarener —, „daß die Apostel auf die Jahrmärkte gezogen wären und Geld zusammengescharrt hätten, wie ihr thut?“ Wir werden uns also die florentinischen Patarener als einen Menschenschlag von der Art der Reformirten zu denken haben, nur natürlich ohne puritanische Färbung, die nicht nach Toskana gepaßt hätte. Es waren tüchtige Gesellen, die unermüdet schafften und täglich reicher wurden. Almosengeben und Betteln war bei ihnen verpönt; wer ihrer Gemeinschaft beitrug, kam rasch zu Vermögen. Das waren gerade die richtigen Leute für dieses Gemeinwesen. Denn Florenz war, wie Trollope sich ausdrückt, ein Bienenstock ohne Drogen; (der Titel seines Werkes: *A history of the common wealth of Florence* ist bezeichnend für den Engländer). Der Müßiggang war verachtet; wer bürgerliche Rechte ausüben wollte, mußte sich in eine Zunft aufnehmen lassen und ein Gewerbe betreiben, mochte er auch der Sprößling eines alten Grafengeschlechts und Besitzer großer Reichtümer sein.

Man kann sich denken, welches Argerniß das Gedeihen der Ketzerei in einer so wichtigen und noch dazu guelfischen Stadt für die Kurie und für die Frommen sein mußte. Dominikus und Franziskus, die Stifter der beiden großen Bettelorden, bemühten sich persönlich, richteten aber bei dem weltlich gesinnten und schon aufgeklärten Völkchen nichts aus. Der Aufrihtung eines Inquisitionstribunals setzte die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtige Gemeinde den zähesten Widerstand entgegen. Endlich gelang es dem Papste Gregor IX., ihnen einen Inquisitor aufzuhalsen und sie zur Einfügung eines Statuts *de haereticois disidandis et baniendis* (sic!) in ihre Gesetzsammlung zu bewegen. Aber der Inquisitor mußte sich drei Jahre lang darauf beschränken, dem Podestà hier und da einen Keger zu denunziren; selbst Gericht abzuhalten, das wurde ihm erst möglich, nachdem er dem Volke einzureden verstanden hatte, die Keger wollten die Kirche Santa Maria Novella anzünden. Er verurteilte eine Anzahl von ihnen zum Scheiterhaufen und ließ sie einkertern,

aber mächtige Gönner befreiten sie; doch eben diese Gönnerschaft war das Unglück der Patarenen.

Die Gönner waren nämlich ghibellinische „Magnaten,“ deren Lebensgrundsätze im schroffsten Gegensatz zu den bürgerlichen Gewohnheiten der Florentiner standen. Sie führten ein Lust- und Lasterleben, worin der fromme Villani wie der große Dante, obwohl selbst Ghibelline, die wiedererstandne Lehre und Gesinnung Epikurs sehen. Und schon als Magnaten, d. h. als feudale Grundherren, waren sie den Bürgern verhaßt; die Bürger sind später in dem Kampf gegen den Feudalismus schließlich Sieger geblieben, haben die Barone, meist Sprößlinge deutscher Geschlechter, zuerst durch Aufhebung der Leibeigenschaft um ihre Arbeiter, dann um ihren Grundbesitz gebracht und sie gezwungen, sich im Bürgerstande zu verlieren. Damals waren die Feudalherren, an ihrer Spitze Barone di Baroni und Ugucione de' Cavalcanti, im Gebiete von Florenz noch mächtig. Sie sahen im Kaiser Friedrich II. ihre Stütze, waren daher geschworne Feinde des Papstes und begünstigten die Keger, was im ganzen nördlichen Italien, im Gebiete der Städterepubliken, natürlicherweise auch der Kaiser selbst that. In Toskana waren die Patarenen wohl organisiert. Ihr Bischof, seit 1212 Filippo Paternon, residierte zu Florenz, und seine Prediger durchzogen das Land. In den Häusern der Cipriani hielt er seinen Gottesdienst. (Die Mitglieder jeder Sippe pflegten ihre Häuser um das Haus des Familienoberhauptes herum zu bauen, daher oft von den Häusern oder Türmen der Donati, Buondelmonti u. s. w. die Rede ist; jede solche Häusergruppe bildete eine Festung oder konnte doch leicht in eine verwandelt werden).

So brachten die sich kreuzenden Interessen eine merkwürdige Partein gruppierung zu Wege. Die Feudalherren, die weder den Patarenen noch dem absolutistischen Kaiser gesinnungsverwandt waren, wurden Bundesgenossen und Führer der toskanischen Ghibellinenpartei. Die freisinnigen Bürger dagegen verbündeten sich mit dem Papste oder, wie man damals sagte, mit der Kirche und ruhten nicht eher, als bis die Ghibellinen in Toskana ausgerottet und alle Städte guelfisch geworden waren. Nur Pisa blieb ghibellinisch, weil es sich der aufstrebenden Nebenbuhlerin Florenz gegenüber auf niemand mehr zu stützen vermochte als auf den Kaiser; nachdem des Kaisertums Macht gebrochen war, unterlag es den Florentinern und sank zur Provinzstadt herab. Das war 150 Jahre später. Unter Friedrich II. also entschied sich das Bürgertum Tusziens und der Romagna, wie hundert Jahre vorher das der Lombardei, zur Rettung seiner Selbständigkeit für die Kirche, obwohl in ihm keine Spur klerikaler Gesinnung vorhanden war. In Siena wurden um dieselbe Zeit mehrere Geistliche enthauptet, und in Parma verscharrte man die Leichen solcher im Dünge, die auf dem Sterbebette Neue bekundet hatten über ihre Opposition gegen kirchliche Vorschriften.

Aber man begreift, daß es trotzdem bei der oben dargelegten Partei-
 gruppierung einem geschickten Agitator nicht schwer fallen konnte, das Volk
 gegen die Patarener im Harnisch zu bringen, deren Häupter auf den Schlössern
 der Magnaten weilten, und zu deren Schutz diese bewaffnete Bauern in ihre
 Stadtfestungen legten. Einen solchen Demagogen fand der Papst endlich in
 jenem Pietro di Verona, der unter dem Namen Petrus Martyr auch in
 unheiligen Kreisen berühmt geworden ist durch ein Gemälde Tizians, das
 vor etwa fünfzehn Jahren, wenn wir uns recht erinnern, die Flammen zerstört
 haben. Petrus organisierte die Gegner der Magnaten als eine bewaffnete
 Bruderschaft der Capitani di Santa Maria und teilte sie in 12 Kompagnien.
 Die Entscheidung durch Waffengewalt konnte nun nicht ausbleiben. Da die
 Berichte über diese Begebenheiten vorzugsweise von Geistlichen und Mönchen
 stammen, so versteht sich von selbst, daß die Patarener als die Angreifer
 erscheinen. An ihrer Spitze stand im Jahre 1244 kein geringerer als der
 Podestà dieses Jahres, Pace di Pesannola aus Bergamo, ein aufrichtiger
 Ghibelline. Am 24. August kam es zum Straßenkampf. Im entscheidenden
 Augenblick übergab Peter die Marienritterfahne einem Rossi, der, einem katholisch
 gebliebenen Zweige der Baroni entsprossen, vom Familienhaß entflammt den
 Ponte Vecchio stürmte und ein Blutbad anrichtete. Die Sieger hielten
 strenges Gericht; wer von den überlebenden Patarenern nicht in Santa Maria
 Novella das Glaubensbekenntnis ablegte und sich ein rotes Kreuz auf die
 rechte Schulter befestigen ließ, wurde verbrannt. Die Männer, die den
 Petrus kurz darauf in der Nähe von Como erschlugen, sollen Florentiner
 Flüchtlinge gewesen sein. Florenz wartete nicht auf die Heiligsprechung des
 Eiferers, sondern setzte ihm Denkmäler an den beiden Punkten, wo die
 Schlacht am heftigsten getobt hatte, und die mächtige Wollenzunft schmückte
 ihren Palast (Or San Michele) mit seinem Bildnis. Ist es einerseits gewiß,
 obwohl von den geistlichen Berichterstattern nur einer es andeutet, daß das
 Bündnis der Patarener mit den ghibellinischen Magnaten für die Partei-
 nahme der Bürger den Ausschlag gegeben hat, so braucht diese Parteinahme
 deswegen noch nicht als religiöse Heuchelei ausgelegt zu werden. Der Mensch
 handelt fast niemals aus einem einzigen ganz ungemischten Beweggrunde.
 Auch die gottesfürchtigsten Personen lassen eine sich anbietende Gelegenheit
 zu irgend einer Art angenehmem Götz- oder Teufelsdienst nicht gern unge-
 nützt, und auch die frechsten Atheisten stecken wenigstens im Herzenskammerlein
 unserm Herrgott hie und da ein Lichtlein auf. In Italien zumal soll es
 bis auf den heutigen Tag Freigeister geben, die unter den Kleidern allerlei
 Amulette zu Ehren Marias und anderer Heiligen tragen. Läßt sich das Volk,
 noch dazu ein so eindrucksfähiges Volk wie das florentinische, zu jeder Art
 Schwärmerei leicht hinreißen, so ist nicht abzusehen, warum die Leute nicht
 in einem Augenblicke, wo die Kirche ihren Unabhängigkeitsbestrebungen zu

Hilfe kam, einem schwärmerischen Prediger mit ungeheurer Andacht angehört und von dem religiösen Aufschwung einen nachhaltigen Eindruck davongetragen haben sollten. Die Marienritter verwandelten sich in eine Wohlthätigkeitsgesellschaft und übernahmen die Verwaltung mehrerer Hospize. Aber der Volkscharakter blieb unverändert, weder Bigotterie noch orthodoxer Eifer konnten sich einmisten. Der Name Patarener galt so wenig als ein Schimpf, daß kurz nach diesen Geschichten ein gewisser Guido, der zu einem ehrenvollen Amte berufen ward, sich bei Ausfertigung einer Urkunde als „Sohn des Patareners“ unterschrieb. Und wenn während des Streites ein Inquisitor geklagt hatte, daß sie sich aus Bannflüchen nichts machten, sie wie Wasser hinunterschluckten (*maledictionem bibentes ut aquam*), so werden wir sie in der spätern Zeit noch gleichgiltiger finden.

3

Außer den politischen gab es noch andre Rücksichten, die Florenz mit der Kurie verknüpften. Florentinische Bankiers besorgten deren Geldgeschäfte. Diese Herren hatten Kommanditen in allen Ländern. In diesen sammelten sich die Goldbäcklein, die man unter allerlei Namen und Vorwänden der Frömmigkeit, dem Aberglauben oder den in verwickelte Rechtshändel verwickelten zu entlocken wußte, und nicht ohne in den Wechselstuben einen gediegenen Niedererschlag zurückzulassen, ergossen sie sich von da aus in das unergründliche Meer der apostolischen Schatzkammer. Auch bedurfte man oft der diplomatischen Kunst Roms zur Wiederherstellung des Friedens. Wurden die Balgereien der Parteien in den Straßen, das Häusereinreißen, das Brennen und Sengen, die Bannungen und die Angriffe zurückkehrender banditi auf die Stadt einmal so arg, daß das Gewerbe darunter litt, oder der Riß in einzelnen vornehmen Familien, die gespalten waren, gar zu schmerzlich empfunden wurde, so bat man um einen Kardinal. An dessen feierlichem Einzuge mußten sich natürlich beide Parteien beteiligen. Das war schon eine Annäherung, wenn dabei auch noch wütende und giftige Blicke hin und herflogen. Dann veranstaltete der Friedensstifter ein Parlament auf dem Hauptplatz vor dem Volkspalaste und sprach stundenlang gar schön und rührend und hie und da ein Thränlein abwischend, wie daß Gott der Herr nicht Guelfen und Ghibellinen, nicht Schwarze und Weiße, sondern nur Menschen geschaffen habe, die alle unter einander Brüder seien, und daß Christus für alle gestorben sei und mit seinem Blute alle Feindschaften ausgelöscht habe, und daß niemand an Christo teil haben könne, der seinem Bruder nicht verzeihe, und daß ja, seitdem der böse Friedrich tot sei, die Parteinamen eigentlich gar keinen Sinn mehr hätten. Ströme von Thränen flossen während der Rede, und war der Redner fertig, dann fielen die närrischen Käuze einander um den Hals und küßten sich „auf den Mund,“ und ehe die Sonne zur Küste ging, legte der Kardinal die Hände

von einem Dutzend Mägdelein aus der Partei der Schwarzen in die Hände von weißen Jünglingen und die Hände von ebenso vielen weißen Mägdelein in die von schwarzen Jünglingen, und drei Tage lang wurde Hochzeit gefeiert und der ewige Friede gepriesen, der dann wohl auch vier oder sechs Wochen anhielt.

Aber wie freundschaftlich die Beziehungen der Welfenstadt zum Papste auch waren, so weit ging die Freundschaft nicht, daß die Florentiner ihre bürgerlichen Rechte klerikalen Ansprüchen geopfert hätten. Gar nicht lange nach dem Friedenswerke des Kardinals Latino, der die Sache ganz besonders gründlich besorgt hatte, im Jahre 1285, beschäftigten sich die Behörden und Ratskörperschaften mit Maßregeln gegen anmaßende und widersetzliche Kleriker. Berrens hat im Anhange des zweiten Bandes Auszüge aus den Sitzungsprotokollen zusammengestellt. Den Anlaß scheint eine Mißthat eines stellenlosen Klerikers gegeben zu haben. Was es für eine war, ist aus dem, was Berrens abgedruckt hat, ebenso wenig zu ersehen, als welches Ende der Streit genommen hat; doch der Gegenstand des Streites ist ja auch gar nicht das Interessante, sondern die Art und Weise, wie eine dem Papste befreundete und benachbarte Stadt damals solche Dinge behandelte, und der Ton, in dem es geschah. Deshalb teilen wir ein Paar Sätze aus jenen Akten mit.

Am 28. August des genannten Jahres wird in einer Sitzung der Signoria beantragt, daß dem Unfug der Clerici fictitii (das fictitius darf hier wohl mit vagabundierend übersetzt werden) gesteuert werden solle. Ein solcher hat ein Verbrechen begangen und schützt das privilegium fori vor, um sich der Bestrafung zu entziehen. Die einen raten zu Verhandlungen mit dem Bischof, andre wollen die Gesetze rücksichtslos walten lassen. Man beschließt, die Sache einer Kommission von Rechtskundigen zu übergeben. Am 30. August halten diese Rechtskundigen mit den Capitadini, d. h. den Obermeistern der zwölf größern Zünfte, eine Sitzung ab. Brunetto Latini (der Lehrer Dantes, den dieser bei aller Ehrfurcht vor seiner Wissenschaft in den Höllenkreis der Päderasten versetzt) meint, die Stadtbehörden sollten im Einvernehmen mit Bischof und Kapitel ein neues Gesetz machen; gehe die Klerisei auf diesen Vorschlag nicht ein, so solle die städtische Obrigkeit aus eigener Machtvollkommenheit den Satz aussprechen, daß Personen, die keine Abgaben zahlen, rechtlos seien. Johannes von Brodajo will, daß alle Privilegien der Kleriker aufgehoben werden sollen; dem Podestà und seinen Beamten möge man im voraus Indemnität zusichern für alles, was sie gegen die Geistlichen unternehmen würden. Andre schlagen andres vor. Man beschließt, den Podestà, den Capitano und die Prioren aufzufordern, daß sie unter Zuziehung von vierundzwanzig Sachverständigen, wovon sechs Richter und sechs Notare sein sollen, die Angelegenheit regeln. Die Sachverständigenkommission tritt noch an demselben Tage zusammen und setzt eine Subkommission ein zur Ausarbeitung eines neuen Statuts. (Die Gesetze der Städterepubliken wurden

Statuten genannt.) Am 4. September werden die Ratskörperchaften (für gewöhnlich gab es zwei kleine und zwei große) befragt; sie sind fast einstimmig für Aufhebung aller Privilegien der Kleriker. Das neue Statut wird fertig gemacht, der Klerus aber will deswegen einen Prozeß gegen die Stadt anstrengen. Eine gemischte Versammlung (d. h. Prioren, Sachverständige und Gemeinderäte) verhandelt darüber am 10. September. Unter den Anträgen der Versammelten ist der des Dino Compagni der schärfste. (Das ist der wirkliche Dino Compagni; der berühmte Geschichtschreiber, der sich hinter diesen Namen versteckt hat, war, wie Scheffer-Boichhorst nachgewiesen hat, ein genialer Fälscher aus der Zeit der Spätrenaissance.) Er beantragt: Wenn die Kleriker nicht binnen drei Tagen die Klage zurückziehen, so soll man sie aus ihren Häusern verjagen, sie an der Bestellung ihrer Felder verhindern und für vogelfrei erklären. Man beschließt, ein Parlament (eine Volksversammlung) zu halten, „aber ohne daß die Läden geschlossen werden.“ Das Parlament entscheidet, es solle eine Kommission zur Schlichtung der Sache eingesetzt werden, und für die Beamten, die sich bei der Geschichte die Exkommunikation zuziehen würden, sollten die Lossprechungsgebühren aus der Staatskasse bezahlt werden. Aus den weiteren Berichten ist nur noch zu sehen, daß man eine Gesandtschaft an den Papst geschickt hat.

In den neunziger Jahren wurde eine ganze Reihe von Gesetzen gegen den Klerus erlassen. In allen Stücken wurden sie dem bürgerlichen Recht unterworfen, und ausdrücklich wurde bemerkt, daß die über einen Richter verhängte Exkommunikation keinen Rechtsgrund abgebe, die Gültigkeit seines Spruches anzuzweifeln. Das alles that aber weder der Frömmigkeit noch dem guten Einvernehmen mit dem Papst Eintrag. Die erstere entfaltete sich aufs glänzendste in Kirchenbauten und milden Stiftungen; die Zünfte wetteiferten in der Übernahme freiwilliger Leistungen beim Bauen und Ausschmücken von Gotteshäusern. Zum Neubau des Domes wurde 1298 der Grund gelegt; die Wollenzunft übernahm die Werkmeisterschaft. Die heilige Reparata, die frühere Patronin, schien nicht mehr vornehm genug, das reiche und stolze Gemeinwesen im Himmel zu repräsentiren. Man wählte die heilige Jungfrau und legte der neuen Schützerin den schönklingenden Namen Santa Maria del Fiore bei. Was übrigens den Kirchenbesuch und die Pilgerschaften anlangt, so wechselte das quecksilbrige Völklein seine Lieblingsandachtsstätten und verschieden benannten Madonnen so oft wie seine Kleidermoden und seine Staatsverfassungen, d. h. wenigstens viermal im Jahre; die Gottlosen spotteten, und die ernstesten Geister ärgerten sich darüber. Daß die zahlreichen und großartigen Kirchenbauten nicht lediglich der Frömmigkeit entsprangen, daß es vorzugsweise der Bürgerstolz, der bürgerliche Gemein Sinn, der Kunsttrieb und die Freude am Schönen waren, die sich in solchen Schöpfungen bethätigten, braucht kaum besonders bemerkt zu werden. Was aber die Freundschaft mit dem

Papst anlangt, so versteht es sich von selbst, daß die Florentiner Anno 1300 beim großen Jubiläum unter den ersten mit dabei waren. Der edle und fromme Willani brachte, bewegt von dem Eindruck, den das Völkergewühl am Mittelpunkte der Christenheit auf ihn gemacht hatte, die Idee zu seinem Geschichtswerke mit heim, andre mögen Güter vorgezogen haben, die, wie Hase schön bemerkt, von den Motten nicht gefressen werden. (Papiergeld gab es ja damals noch nicht.) Waren doch am Paulsaltare der Peterskirche Tag und Nacht zwei mit Rechen ausgerüstete Kleriker aufgestellt, die das dort geopferte Geld in Behälter zu schieben hatten. Die Florentiner schickten dreizehn Gesandte mit einem Gefolge von fünfzig Rittern und anderm Troß. Die dreizehn Herren stellten in glänzenden Kostümen dreizehn Mächte dar, die sich dem Papste als dem Oberherrn des Weltalls zu Füßen warfen. Die letzte der Mächte war Florenz, dargestellt von Palla Strozzi. „Welch eine Stadt!“ rief Bonifaz VIII., als der prachtvolle Maskenzug an ihm vorbeizog. Er wiederholte diesen Ausruf dreimal. Da niemand ein Wort sprach, schrie der hitzige Mann seine Höflinge an: „Wenn ihr nicht antwortet, werde ich euch alle einsperren lassen!“ Da sagte einer der Kardinale: „Gnädiger Herr, Florenz ist eine gute Stadt!“ Worauf der Papst: „Was sagst du, garstiger Spanier, eine gute Stadt? Die vortrefflichste aller Städte ist sie! Die uns speisen, die unsern Hof verwalten, sind sie nicht sämtlich Florentiner? Sie sind wahrhaftig das fünfte Element des Weltalls!“

4

Mit der Übersiedlung der Päpste nach Avignon war die ehrenvolle Rolle zu Ende, die die Päpste als Vorkämpfer der Unabhängigkeit Italiens und Beschützer der städtischen Verfassungen gespielt hatten. Durch sein Bündnis mit Heinrich VII. wurde Papst Klemens V. in den Augen der Florentiner ein Ghibelline. Weder durch dieses Bündnis ließen sie sich irre machen, noch durch das Genie Dantes, der mit Feuereifer des Kaisers Sache empfahl. Die Geldwechsler, Tuchmacher, Steinmetzen, Goldschmiede und Schuster des geistvollen Gemeinwesens sahen klarer und richtiger, was ihnen zum Heile diente und was Gott großes mit ihnen vorhatte, als der gelehrte Dichter und Prophet. Wäre Florenz eine Provinzialstadt in einem bürokratisch regierten Großstaate geworden — man sieht aus den Regierungshandlungen Heinrichs deutlich, wie sehr er sich Friedrich II. zum Vorbilde genommen hatte — so würden die Florentiner dumme Spießbürger geworden sein, anstatt die reiche Kulturbüthe der Renaissance zu erzeugen. Sie selbst also nahmen fortan des Papstes Stelle ein; sie wurden die Führer Italiens im Kampfe für seine nationale Unabhängigkeit, um sie scharten sich alle Städte, die ihre municipale Unabhängigkeit im Kampfe mit kleinen und großen Tyrannen noch gewahrt hatten.

Den dreijährigen Kampf der kleinen Republik gegen den mit dem Papste verbündeten Kaiser zu erzählen ist hier nicht der Ort. Nur eine Episode wollen wir erwähnen. Im Sommer 1311 schickte Heinrich seinen getreuen Freund, den Bischof Nikolaus von Butrint und den päpstlichen Notar Pandolfo di Savelli mit päpstlichen und kaiserlichen Vollmachten ausgerüstet nach Tuszien, die dortigen Gemeinden für ihn in Pflicht zu nehmen. Es erging ihnen überall nicht besonders gut, am schlimmsten aber in Florenz, wie in dem Berichte des Nikolaus gar ergötzlich zu lesen ist; oder vielmehr bei Florenz, denn hinein wurden sie gar nicht gelassen. Die Signoren sprachen den Bann aus „über den Herrn König und uns, seine Gesandten; wer uns anfallen, an Leib und Leben oder an unsrer Habe schädigen wolle, der dürfe es ungestraft thun; sicherlich hätten wir [zarter Wink mit dem Zaunpfahl!] viel Geld bei uns zur Bestechung der Guelfen und zur Besoldung der Ghibellinen.“ (Sie hatten nicht mehr viel; ihre Saumtiere waren ihnen schon geraubt worden.) Die Signoren waren noch so anständig, ihren Beschluß den Gesandten draußen in der Herberge zustellen zu lassen. Der städtischen Abordnung schloß sich außer einem tobenden Volkshaufen auch ein alter Herr aus der Familie der Spini an, ein Oheim des Messer Pandolfo, um sie vor Thätlichkeiten zu schützen. Den Abgeordneten wollten die beiden wenigstens ihre Botschaft ausrichten, „aber sie wollten von nichts hören; wir zeigten unsre Briefe, sie weigerten sich, hineinzusehen. Wir baten, wenigstens durch die Stadt ziehen zu dürfen; sie könnten uns ja begleiten, sodasß wir mit niemand sprechen könnten. Sie gingen aber auf nichts ein, sondern blieben dabei, wir müßten dahin zurück, woher wir gekommen wären.“ Dazu hatten sie aber schlechterdings keine Lust, weil sie im Bolognesischen, woher sie kamen, ihres Lebens noch weniger sicher gewesen waren. Endlich wurde ein Weg ermittelt, auf dem sie ins Gebiet der kaiserlich gesinnten Grafen Guidi befördert werden konnten.

Es ist schwer zu verstehen, wie Döllinger unter dem Hinweis auf das Schicksal des Cecco d'Ascoli, der (sechs Jahre nach Dantes Tode) zu Florenz verbrannt wurde, die Ansicht aussprechen konnte, Dante habe noch so manches gegen die Kurie auf dem Herzen gehabt, habe es aber aus Furcht vor der Inquisition verschwiegen. Der Papst hatte damals nicht die Macht, irgend jemand in Italien ein Haar zu krümmen. Als Heinrich VII. die päpstlichen Legaten ersuchte, die widerspenstigen Städte zu bannen, da erwiderten diese, bannen könnten sie schon, aber wenn des Kaisers Schwert zu schwach sei, den Bann zu vollstrecken, dann nütze er nichts; mehrere Städte lägen seit Jahren im Bann und befänden sich ganz wohl dabei. Darüber, daß sie Bannsprüche wie Wasser schluckten, hatte ja schon in der Patavenerzeit ein Inquisitor geäußert. Sener Francesco d'Ascoli war ein unangenehmer Mensch, nebenbei auch ein Feind Dantes, der bei astrologischen Grübeleien übergeschnappt war und den Honoratioren von Florenz die alleranstößigsten Dinge weis sagte. Und

was hätte denn Dante der Kurie noch beleidigenderes sagen sollen, als was er schon geschrieben hatte? Unsaubere Anekdoten hätten doch nicht in die Göttliche Komödie gepaßt, und daß er keizerliche Meinungen gehegt haben sollte, ist nicht anzunehmen. Mit großem und heiligem Ernst bekennt er sich zur Lehre des Thomas von Aquino. In solchen Dingen zu heucheln, lag weder in seinem Charakter, noch in dem seiner Zeit. Die damaligen Menschen logen zwar zu Privat- und Parteizwecken nicht weniger als wir heutigen, aber wo es sich um eine Überzeugung handelte, da ließen sie sich lieber in Stücke hauen oder lebendig verbrennen, als daß sie durch Verschweigen oder Widerruf dem Gegner den Triumph eines moralischen Sieges bereitet hätten; darin waren Rechtgläubige und Kezer wie auch später noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein Katholiken und Protestanten einander gleich.

Wenn Dante jemand zu fürchten hatte, so war es nicht die Inquisition, sondern seine Vaterstadt, und an diese richtete er die beleidigendsten Briefe. Wäre er nur nicht Ghibelline gewesen, als Kezer oder Freigeist hätte er in ihren Mauern unangefochten wandeln können. Fehlte es doch nicht an Ungläubigen und Spöttern. Von seinem ältern Zeitgenossen Guido Calvacante, den er auch in die Hölle versetzt, pflegten, wenn er in Gedanken versunken auf der Straße stehen blieb, die Leute zu sagen: er hecht wieder einen Beweis gegen das Dasein Gottes aus. Ein Geistlicher hatte die Wegzehrung durch einen angeschwollenen Fluß getragen. Einige Landleute, die am Ufer standen, riefen ihm zu: „Du kannst dem Herrn Christus danken, daß er dich gerettet hat!“ Der aber erwiderte frech: „Wenn ich ihm nicht anders geholfen hätte, als er mir geholfen hat, so lägen wir jetzt beide drunten.“ In Gesellschaften wurde es seitdem Mode, Fragen aufzuwerfen wie die: „Was wäre dir wohl bei einem Schiffbruch lieber, das Johannevangelium (dessen Anfang als Amulet gedient haben mag) oder ein Schwimmgürtel?“ Man entschied sich gewöhnlich einstimmig für den Schwimmgürtel. Ab und zu reagierte das Volk gegen Freigeisterei und Lästerungen, auch gegen die häufige Sonntagsentheiligung; dann entwickelte sich wieder auf einige Zeit ein großer Eifer im Kirchenbesuch und in andern Andachtsübungen. Die zahlreichen Wohlthätigkeitsbruderschaften bewahrten durchweg den kirchlichen Charakter; die Volksfeste schlossen sich zumeist den Kirchenfesten an — das Fest des Täufers Johannes, des Schutzheiligen der Taufkirche, wurde als Staatsaktion begangen —, und auch wissenschaftliche Bestrebungen knüpften an die Kirche an, z. B. durch Gründung von Bibliotheken bei einzelnen Kirchen. Der Papst aber war, wie gesagt, Jahrzehnte hindurch ohne Einfluß; nur in Finanzgeschäften hatte man mehr als je mit ihm zu thun.

Als dann französische und spanische Legaten die abgefallenen Städte und Landschaften des Kirchenstaates wieder zu erobern begannen, gerieten die Florentiner allmählich in offene Feindschaft gegen den Papst. Unter Gregor XI.

kam es 1375 zum Kriege. Verdächtige Priester wurden zu Tode gemartert. Eine neue Behörde wurde eingesetzt, die Otto de' preti, die Aechtherrn gegen die Priester, die durch Besteuerung und Brandschatzung des Klerus die Kriegskosten aufzubringen hatte. Eine neue Reihe von Gesetzen wurde gegen die Kleriker erlassen. „In Anbetracht der abscheulichen Gewaltthaten — heißt es in einem —, die die Verwandten der Bischöfe von Fiesole und Florenz verübt haben, darf kein Florentiner, selbst wenn er unehelicher Geburt wäre, eines dieser beiden Bistümer annehmen, bei Strafe, unter die Magnaten versetzt zu werden.“ (Durch die Ernennung zum Magnaten ging der Bürger seiner bürgerlichen Rechte verlustig; wollte man einen Magnaten strafen, so ernannte man ihn zum Obermagnaten.) Wer behauptete, dieses Verbot widerstreite der Freiheit der Kirche, der habe 1000 Goldfloren Strafe zu zahlen. Die Leitung des Krieges wurde einer besonders hierfür ernannten Behörde, den Aecht Kriegsherrn (Otto della guerra) übertragen, denen die Popularität des Krieges den Namen der Aecht Heiligen und ein in der florentinischen Geschichte beispielloses Vertrauen eintrug. Denn während man sonst Staatsämter, die von Einheimischen verwaltet wurden, immer nur auf zwei Monate verlieh (Podestà und Capitano, die auf ein Jahr gewählt wurden, waren Auswärtige), ließ das Volk die Aecht Heiligen drei ganze Jahre im Amte. Sendboten der Florentiner wiegelten fast alle Städte des Kirchenstaates auf.

Der Papst machte den kühnen Freiheitskämpfern den Prozeß. Das Urteil wurde in der durch Gregorovius allgemein bekannt gewordenen Bulle ausgesprochen, die die Florentiner für vogelfrei erklärt; jedermann dürfe sie ihrer Habe berauben und zu Sklaven machen, ihre Schuldner seien nicht verpflichtet, etwas zu bezahlen. (Weniger bekannt ist, daß die 63 Jahre vorher von Kaiser Heinrich VII. gegen sämtliche welfische Städte erlassenen Aechtbriefe fast denselben Wortlaut haben.) Am 31. März 1376 wurde die Bulle von der Kurie zu Avignon verlesen. Einem der Beisitzer wurde bei Beginn der Verlesung übel, und er fiel um. Da rief Donato Barbadori, einer der Florentiner Oratoren, dem Papste zu: „Mein Herr, eure Hofleute fallen schon in Ohnmacht, ehe das ungerechte Urteil verlesen worden ist, was wird erst nachher geschehen? Im Namen des Himmels, laßt dieses ungerechte Urteil nicht verkündigen!“ Der Papst war wütend, aber Barbadori ließ sich nicht zum Schweigen bringen, sondern redete noch längere Zeit begeistert fort. Zum Schluß appellirte er an Christus, den höchsten Richter. Die Oratoren machten einen Notar von Avignon ausfindig, der mutig genug war, einen Protest aufzusetzen. Der Mann mußte nach Florenz flüchten und erhielt dort das Bürgerrecht. Die Florentiner waren weit entfernt davon, sich zu beugen. Sie brachen in Verwünschungen gegen den Papst aus, verhängten neue Strafgesetze über den Klerus und knüpften Verbindungen bis nach Polen hin an. Da die Priester das Interdikt beobachteten und ihre Berrichtungen einstellten,

so wurden die Florentiner aus Opposition plötzlich fromm und füllten täglich die Kirchen. Leider wurden sie von ihrem Bundesgenossen Bernabò Visconti im Stiche gelassen. Das machte sie zum Frieden geneigt. Zu ihrem Glücke starb der Papst am 27. März 1378. Mit lautem Jubel und großer Illumination der Stadt wurde das freudige Ereignis gefeiert. (Man that damals in solchen Fällen seinen Gefühlen keinen Zwang an; unsre heutigen Anstandsrücksichten kannte man nicht.) Gregors Nachfolger Urban VI., obwohl ein Wüterich, ließ sich bereit finden, den Frieden um den Preis von 250 000 Goldfloren zu bewilligen.

Es gab doch Männer, denen dieser Streithandel Gewissensbedenken erregte. In die Zeit des Friedensschlusses fiel der Aufruhr der Wollarbeiter (*Tumulto de' Ciompi*). Ihn hat Gino Capponi, der Eroberer Pisas und Ahnherr des im Jahre 1876 verstorbenen Geschichtschreibers seiner Vaterstadt, des Marchese Gino Capponi, als Augenzeuge beschrieben. Er beginnt die Erzählung der verübten Gewaltthaten mit dem Satze: „Um der gegen die h. Kirche Gottes begangnen Sünde willen, damit sie nicht ungestraft bliebe, daß nämlich die bösen Bürger von Florenz gegen die Kirche Krieg geführt und so viele Städte und Schlösser zur Empörung gereizt, auch die Empörer mit Geld unterstützt haben, und daß man die Kirchengüter verkauft und so viel Geld wie nur möglich daraus gezogen hat, und wegen der Beschimpfungen und Beleidigungen, die den kirchlichen Personen zugefügt worden sind, hat Gott diese Züchtigung unsrer Stadt zugelassen, die ich nun erzählen will.“ Wie er in seinen letzten Lebensjahren die Pflichten der Frömmigkeit gegen politische Rücksichten abzuwägen verstand, sieht man aus seinen Ricordi, die er nach der Sitte der Zeit seinen Söhnen hinterließ. Er giebt ihnen den Rat, sich in keinen Streit mit der Kirche einzulassen, und fährt dann fort: „Die Spaltung der Kirche ist für unser Gemeinwesen vorteilhaft und erleichtert uns die Behauptung unsrer Freiheit. Aber sie schadet dem Seelenheile; daher muß man dergleichen nicht absichtlich befördern, sondern nur den Dingen ihren natürlichen Lauf lassen. Könnte man die Geistlichen nur dahin bringen, sich auf das Geistliche zu beschränken, dann wäre ihre Einigkeit unserm Gemeinwesen sogar vorteilhaft. Indes die Freundschaft des Papstes ist uns auf jeden Fall nützlich; daher dürft ihr in keinem Falle dagegen sein, denn ohne die Freundschaft der Kirche (das heißt hier des Kirchenstaats) kann uns nichts gelingen.“*)

*) Es sei gestattet, an dieser Stelle noch ein paar Sätze aus den Ricordi anzuführen, die keine Beziehung auf unsern Gegenstand haben. „Das Gemeinwesen von Florenz wird sich so lange behaupten, als es den Auswärtigen gegenüber Gewehr bei Fuß steht (*la spada in mano*), im Innern aber nicht zuläßt, daß ein Privatmann oder eine Familie oder eine Clique (*congiura*) mächtiger werde als die Signoria. — Mit den Bürgern von heute (Capponi starb 1420) könnte man die Dinge kaum ausrichten, die unser Staat schon ausgerichtet

Im 15. Jahrhundert entfaltete der florentinische Geist seinen Reichtum in unsterblichen Werken der Kunst und der Wissenschaft, aber im Politischen trat der Individualismus, dem jener Reichtum entquoll, zurück. Die Medici traten an die Spitze des Gemeinwesens, sie machten die auswärtige Politik und bestimmten auch das Verhältnis zum Papste. Indem sie ihre Sprößlinge an die Kurie und auf den päpstlichen Stuhl brachten, gewannen sie einen Anteil an dessen weltbeherrschender Stellung. Aus den Bemühungen Savonarolas um die Wiederherstellung der Volksfreiheit wird es erklärlich, wie es ihm gelingen konnte, das lebenslustige Volk vorübergehend in eine Schar von Biskern zu verwandeln. Freilich war die Befehrung nicht bloß äußerlicher Schein, da es an einzelnen tiefen und ernsten Gemütern niemals fehlte — welchen Ernst und welche Tiefe hat Michel Angelo in seinen Werken und in seinem Leben geoffenbart! — und das Volk bei aller Leichtblütigkeit für religiöse Eindrücke stets empfänglich blieb. Der Papst und das Haus Medici behaupteten sich gegen den Reformator, aber welche Kühnheit und Freiheit sich der florentinische Geist trotzdem bewahrte, sieht man u. a. aus dem Umstande, daß es Macchiavelli wagt, seine Florentinischen Geschichten, in denen er die antinationale Politik der Päpste seiner Zeit geißelt, dem Mediceer Clemens VII. zu widmen. Der Elefantfuß des modernen Großstaates zertrat die feine Geistesblüte der kleinen Gemeinwesen. Karl V. sühte die Blünderung Roms dadurch, daß er Florenz der Familie des Papstes dauernd unterwarf. Die nunmehrigen Großherzöge von Toskana schlossen einen engen Bund mit den Großmächten, von deren Gnaden ihr kleiner Staat fortbestand, und mit dem Papste; die Inquisition benutzten sie zur Ertötung des selbständigen Denkens. Als dann der Lothringer Pietro Leopoldo (später Kaiser Leopold II.) die römischen Fesseln zu sprengen versuchte, vergalt das

hat; wären sie von neuem auszurichten, so würden wir allermindestens unsre Freiheit dabei einbüßen. — Der Beamten werden immer mehr, und die Bürgerschaft wird immer ohnmächtiger (lo stato in meno). — Wer das Gemeinwesen liebt, der hüte sich vor großen auswärtigen Unternehmungen und vor überflüssigen Ausgaben. (Hundert Jahre vor ihm hatte Villani darüber gescholten, daß die Signorens das Volk mit Steuern drückten und die angehäuftsten Gelder dann zu tollen Unternehmungen verführten.) — Außer im äußersten Notfalle sollte man niemals einen Bürger oder einen benachbarten Herrn an die Spitze einer auswärtigen kriegerischen Unternehmung stellen. — Wer zu viel Furcht vor dem Kriege zeigt, dem kommt der Krieg ins Haus. — Mehr Genugthuung habe ich empfunden, so oft ich ziehen, als so oft ich mich gerächt habe. — Als ich noch in den Abaco ging (etwa unsrer höhern Bürgerschule entsprechend; den abaco o algorismo, also rechnen lernen, nennt es Villani), um 1363, da riefen wir Schüler, wenn wir aus der Klasse kamen: »Hoch die Barette, nieder mit den Mützen« (den kleinen Leuten). 1378 aber schrieten die Knaben: »Hoch die Mützen, nieder mit den Baretten!« Und einige der angesehensten Bürger wurden einen Kopf kürzer gemacht. So wechseln die Zeiten. Darum haltets nur immer mit denen, die gerade am Ruder sind!«

von seinen Vorgängern zur Bigotterie erzogene Volk seine Bemühungen um das Gemeinwohl mit Kränkungen, die nicht ganz unverdient waren, weil er, gleich seinem Bruder Josef, sich nicht auf die Zurückweisung klerikaler Übergriffe beschränkt, sondern mit rationalistischem Unverstande das Volksgemüt verletzt und erbittert hatte.

Wir sehen, es dürfte unter den heutigen religiösen und irreligiösen, kirchlichen und antikirchlichen Richtungen kaum eine geben, die jener Mikrokosmos in der Zeit von 1200 bis 1500 nicht schon im Keime gehegt hätte. Nur das evangelische Kirchentum fehlte natürlich; das würde aber auch, wenn Luther und Calvin 200 Jahre früher aufgetreten wären, schwerlich Eingang gefunden haben, weil seine äußere Form dem italienischen Volksgeiste widerstrebt. Die Reibungen zwischen der Stadt und der Kirche, Konflikte, die bald aus innern bald aus äußern Gründen hervorgingen, nahmen kein Ende, aber schließlich fand sich doch immer, daß die beiden Gegner nicht von einander loskamen.



Drama und Publikum



ines der anziehendsten und an lehrreichen Aufschlüssen reichsten Gebiete der litterarischen Forschung, die, wenn sie sich nicht einseitig auf die Erzeugnisse des Schrifttums beschränken will, in hervorragendem Maße kulturgeschichtliche Gesichtspunkte wird verfolgen müssen, die Wechselwirkung zwischen dem Schaffenden und dem Aufnehmenden, muß bei dem Zweige der dramatischen Litteratur eine ganz besondrer Bedeutung gewinnen, da keine Dichtungsart so unmittelbar, so lebendig zu dem Genießenden spricht wie diese. Der Dichter und der Epiker wenden sich in neuerer Zeit, wo der Rhapsode und der Rezitator doch nur in enge Kreise eindringende Erscheinungen bleiben, an das lesende Publikum, sein vermittelndes Werkzeug ist das gedruckte Wort. In Anerkennung dieser Thatsache, mag sie nun erwünscht oder beklagenswert sein, wählt er seine Ausdrucksmittel und arbeitet unter fortwährender Beobachtung dieses Zieles. Er denkt zunächst nur an den Einzelnen unter seinen Lesern und malt sich einen Leserkreis aus, der sich eben aus lauter Einzelnen zusammensetzt. Ja es mag sogar geschehen und geschieht vielfach, daß er sich an einen mehr oder weniger scharf abgegrenzten Kreis von Lesern, an ein bestimmtes Geschlecht, an einen Stand, eine Klasse wendet. Ganz anders der Dramatiker. Dieser wendet sich mit seinem Werk an die Masse, die sich zwar auch aus Einzelwesen zusammen-